



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., L.: Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Resultate gelangt, daß, wenn wir nicht unsere aus erhaltenen Monumenten gewonnene Anschauung von den Eigenthümlichkeiten Syssipischer Kunst aufgeben wollen, der aufgefundenen Hermes unmöglich ein Werk des großen Praxiteles sein kann. Er nimmt schließlich als eine Eventualität unter andern an, daß es sehr wohl ein Werk des jüngeren Praxiteles sein kann, der bereits unter dem zwingenden, genügend bezeugten Einfluß des Syssippos arbeitete.

Wie dem nun auch sein mag, wir stehen vor einem kunstgeschichtlichen Räthsel, das dringend einer Lösung bedarf. Eine Konfrontation beider Gipsabgüsse, des Hermes und des Apoxyomenos, die noch nicht erfolgt ist, wird vielleicht diese Lösung herbeiführen. Jedenfalls hat der Gipsabguß des Hermes der Hypothese Benndorf's, der nur nach der Zeichnung urtheilte, eine sichere Basis geschaffen. Alle charakteristischen Grundzüge Syssipischer Kunst treten an dem Abguß auf das Deutlichste hervor.

Was die Ausgrabungen von Mykenae an Material für die Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst herbeigeschafft, das haben die Ausgrabungen in Olympia für die Geschichte ihrer Blüthezeit gethan. Dort wie hier häuft sich Problem auf Problem, das wahre Lebenselixir für jede vorwärts strebende Wissenschaft.

Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich.

So nennt sich ein soeben (Leipzig, Grunow) erschienenenes zweibändiges Buch von Moriz Busch, welches, wie man auch über die politischen Ansichten und die Methode des Verfassers urtheilen möge, als eine ungewöhnliche Erscheinung, ja als eine solche bezeichnet werden muß, die in der Literatur kaum ihresgleichen hat.

Wenigstens ist zur Charakteristik Bismarck's, abgesehen von dem, was er selbst in seinen Parlamentsreden und den von Heselhel, vom Figaro u. A. mitgetheilten Briefen geäußert, nichts in die Oeffentlichkeit gelangt, was den hier gelieferten Beiträgen an Vielseitigkeit und Glaubwürdigkeit irgendwie verglichen werden könnte.

Der Verfasser war, wie bekannt sein wird, mehrere Jahre — irren wir nicht, von 1870 bis 1873 — im Auswärtigen Amte angestellt, und er beglei-

tete den Kanzler während der ganzen Dauer des siebenmonatlichen Krieges in der Weise, daß er sich unausgesetzt in dessen unmittelbarer Umgebung und in täglichem Verkehr mit ihm befand. Er hat, beauftragt, die Gedanken und Absichten desselben in der Presse zu vertreten, Blicke in die Entwicklung der Dinge thun können wie Wenige, er ist in hochbedeutsamen Momenten in dessen nächster Nähe gewesen, und er hat, indem er beinahe ausnahmslos an der Tafel des Kanzlers speiste, beim abendlichen Thee zugegen war und wiederholt im Reisewagen der Mittheilbarkeit des Fürsten lauschen durfte, reichlich Gelegenheit gehabt, auch zu sehen und zu hören, wie er sich im Privatleben giebt und verhält. Und wenn Busch das Glück hatte, beobachten zu können, so hat er, durch frühere Reisen zu literarischen Zwecken und strenge dienstliche Uebung geschult, auch zu beobachten verstanden. Er brachte zur Erfüllung der Aufgabe, die er sich gestellt, ein vorzügliches Gedächtniß selbst für das Kleine und scheinbar Nebensächliche mit, und bei der Aufzeichnung seiner Beobachtungen leitete ihn, wie jede Seite zeigt, trotz seiner stark ausgeprägten Gesinnung, mit der wir ihn unter die unbedingten Verehrer des Fürsten zu stellen haben, eine entschiedene, beinahe peinliche Wahrheitsliebe, die nichts glättet, was rauh ist, nirgends aus dem Eigenen höhere Lichter aufsetzt, nirgends Pointen hinzufügt, wo sich keine finden, und die andererseits auch solche zur Charakteristik des Kanzlers nothwendig scheinende Dinge nicht übergeht, die dem Berichterstatter — wir denken dabei an die ihm gelegentlich erteilten Verweise — beim Leser schaden können. Mit diesen Eigenschaften, zu denen die Gabe, gut zu erzählen und lebendig zu schildern, tritt, führte Busch zunächst ein genaues und ausführliches Tagebuch, welches sich auf Notizen gründete, die an Ort und Stelle gemacht wurden, und aus diesem theilt er hier in reichlichen Auszügen mit, was sich ohne Pflichtverletzung, ohne Tactlosigkeit und ohne Schaden gegenwärtig mittheilen läßt.

Daß Vieles verschwiegen bleiben mußte, würden wir auch ohne die Bezeichnung der Lücken durch Gedankenstriche, denen man namentlich in den letzten Kapiteln häufig begegnet, von vornherein annehmen. Wahrscheinlich ist sodann, daß jene Lücken ganz besonders interessante Vorkommnisse und Aeußerungen betreffen. Aber auch in dieser von den Verhältnissen gebotenen Unvollständigkeit ist das Buch mit seiner photographischen Treue ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Kanzlers nach den verschiedensten Seiten seines Wesens, eine trefflich durchgeführte Chronik des Krieges, soweit es sich dabei um ihn handelte — zumal für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht — und so eine wahre Fundgrube für die spätere Geschichtsschreibung. Eine Fülle neuer Charakterzüge und Aussprüche des Kanzlers, der überall den Mittelpunkt der Darstellung bildet, wird geboten, das gesammte

Leben des Auswärtigen Amtes entwickelt sich vor unseren Augen bis ins Einzelne, die wechselnde Stimmung der Mitglieder der Expedition wird sichtbar, wir hören die Tischreden des Fürsten über Vergangenes und Gegenwärtiges und zwar meist dem Wortlaut nach, ohne die übliche verschönern sollende Zuthat, wir bekommen ausgeführte Charakterzeichnungen von seinen hervorragenden Rätthen, während andere sich im Verlaufe der Erzählung durch die oder jene Aeußerung selbst charakterisiren, und damit es nicht an Abwechslung fehle, werden wir zuweilen auch auf die Schlachtfelder und nach Aussichtspunkten geführt, die der Kanzler während des Krieges besuchte. Endlich sind auch selten gewordene oder für das größere Publikum ganz verloren gegangene Aeußerungen der deutschen und ausländischen Presse eingeflochten, die geeignet sind, über die öffentliche Meinung und den Stand der Dinge in den einzelnen Phasen des weltgeschichtlichen Prozesses, von dem hier ein besonders interessanter Ausschnitt vorliegt, Licht zu verbreiten.

Der Eine und der Andere mag diese Zeitungsartikel wegwünschen. Der Verfasser aber kann deren Einschaltung mit einer Aeußerung des Kanzlers rechtfertigen, die sich auf Seite 375 des zweiten Bandes findet und folgendermaßen lautet:

„Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach (nach Gesandtschaftsberichten nämlich), so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinschauen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was hat Gortschakoff oder was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will.“

Auch sonst findet sich in den Mittheilungen des Verfassers Einiges, was der eine oder der andere Leser als wenig bedeutend oder ganz irrelevant wegwünschen kann, Wetterbeobachtungen z. B., Berichte über Culinarisches, über gastronomische Neigungen des Kanzlers, über Jugenderinnerungen desselben und andere Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten. Er selbst hat das nach der Vorrede gefühlt, aber man wird ihm bis zu einem gewissen Grade beipflichten müssen, wenn er sich gegen dahingehende Vorwürfe folgendermaßen vertheidigt:

„Vieles von dem, was ich berichte oder schildere, wird Manchen als Kleinigkeit oder Aeußerlichkeit erscheinen. Mir erscheint nichts so. Denn nicht

selten lassen die Kleinigkeiten, um die der Prätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen als anspruchsvolle Großthaten. Dann mögen hin und wieder an sich ganz unbedeutende Dinge und Situationen dem Geiste Anlaß zu Gedankenblitzen und Ideenverbindungen geben, die fruchtbar und folgenreich für die Zukunft sind. Ich denke dabei an den oft sehr zufälligen und unscheinbaren Ursprung von epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen, an die hellblinkende Zinnkanne, die Jakob Böhme in die metaphysische Welt verzüchte, und — an einen gewissen Fettfleck auf unserm Tafeltuch in Ferrières, der dem Kanzler zum Ausgangspunkte für eine sehr merkwürdige und ungemein charakteristische Tischrede wurde. (Dieselbe findet sich, soweit sie mittheilbar war, Band I, Seite 209—211 und ist in der That sehr bemerkenswerth). Der Morgen wirkt auf nervöse Konstitutionen anders als der Abend. Das Wetter mit seinem Wechsel beeinflusst Dinge und Menschen. Sogar das wird zu beachten sein, daß Gelehrte (der Verfasser denkt hier wohl an Feuerbach) Theorien aufgestellt haben, die kraß ausgedrückt ungefähr auf die Ansicht: der Mensch ist, was er ist, hinauslaufen; denn, so komisch das klingen mag, wir wissen nicht, wie weit sie darin Unrecht haben. Endlich aber dünkt mich, daß überhaupt alles von Interesse ist, was zu dem hochherrlichen Kriege gehört, der uns ein deutsches Reich und eine sichere Westgrenze gewann, und daß auch das scheinbar Kleinste seinen Werth hat, was zu dem Antheile in Beziehung steht, den der Graf Bismarck an den Ereignissen während desselben hatte. Alles sollte deshalb aufgehoben werden. In großer Zeit erscheint das Kleine kleiner; in späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten ist es umgekehrt. Das Große wird größer und das bedeutungslos Gewesene bedeutungsreich. Oft wird dann bedauert, daß man sich von den oder jenen Ereignissen oder Persönlichkeiten kein so lebendiges und farbiges Bild machen kann, wie man möchte, weil Anfangs für unwesentlich angesehenes, jetzt wünschenswerth gewordenes Material mangelt, da sich kein Auge, das es sah, und keine Hand, die es beschrieb und bewahrte, gefunden hat, als es Zeit war. Wer wüßte jetzt nicht gern Genaueres über Luther in den großen Tagen und Stunden seines Lebens, bestände es auch aus sehr harmlosen und wenig bezeichnenden Zügen, Umständen und Beziehungen? In hundert Jahren aber wird der Fürst Bismarck in den Gedanken unseres Volkes seine Stelle neben dem Wittenberger Doktor einnehmen, der Befreier unseres politischen Lebens vom Drucke des Auslandes neben dem Befreier der Gewissen von der Wucht Rom's, der Schöpfer des deutschen Reiches neben dem Schöpfer des deutschen Christenthums."

Ein gutes Buch spricht am besten für sich selbst, und so geben wir im Nachstehenden einige Auszüge aus der in Rede stehenden Schrift, wobei wir

uns einfach an die Reihenfolge der Kapitel halten und nur die Mittheilungen des Tagebuchs berücksichtigen, welche die Versailler Tage betreffen.

„Während des Dinners (am 14. Oktober 1870) bemerkte der Chef (so bezeichnet man Bismarck in gewöhnlicher Rede unter den Herren vom Auswärtigen Amte), nachdem er einen Augenblick nachgedenken, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in Bezug auf den Friedensschluß. Das ist ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburtheilen soll, die zum Kriege gehegt haben — Zeitungsschreiber, Deputirte, Senatoren, Minister.“ — Aben setzt hinzu, auch Thiers gehöre mittelbar dahin, und zwar ganz vorzugsweise, wegen seiner chauvinistischen Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs. — „Auch der Kaiser, der doch nicht so unschuldig ist, wie er sein will,“ fährt der Minister fort. „Ich dachte mir von jeder Großmacht gleich viel Richter, von Amerika, England, Rußland u. s. w., und wir wären die Ankläger. Insbesondere werden die Engländer und Russen darauf nicht eingehen, und da könnte man das Gericht aus den Nationen, die davon am Meisten gelitten haben, zusammensetzen, aus französischen Deputirten und Deutschen.“ Bismarck kam später, wie wir erfahren, mehrmals auf diesen Plan zurück, so daß man vermuthen darf, es sei ihm damit Ernst gewesen.

Vom größten Interesse ist ferner die Mittheilung, die wir S. 264 des I. Bandes über eine Aeußerung Bismarck's in Betreff der Polen lesen. „Später gedachte er der Notiz im „Kraj“ (in der fälschlich behauptet worden, er habe unlängst einem galizischen Edelmann gerathen, die Polen sollten sich von Oesterreich abwenden) und hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des Großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vortheile verheißten habe. Schade nur, daß sein Verhältniß zu Holland ihn gehindert habe, diese Vortheile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszu dehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre Preußen aber ja kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Chef: „Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Uebrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann etwas im Norden gegeben wie Oesterreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden,“ — eine Bemerkung, an die er die schon vorher einmal von ihm gegebene Mittheilung knüpfte, er habe dem Kronprinzen den Rath ertheilt, seinen Sohn die polnische Sprache lernen zu lassen, es wäre aber zu seinem Bedauern unterblieben.“ Man vergleiche hierzu auch Band II, S. 156.

Gleichfalls sehr interessant ist die Band II, S. 14 enthaltene Stelle über Wagern. Der Chef sagte u. A. von ihm: „Er läßt seine Töchter katholisch

erziehen. Nun, wenn er den Katholizismus für besser hält, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inkonsequenz und Feigheit. — Ich entsinne mich, 1850 oder 1851, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagern'schen und den Konservativen von der preußischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit wie der König in der deutschen Sache gehen wollte. — Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem souper à trois zu ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner, sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitersgesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher. Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war, und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: Nun, was haben Sie zu Stande gebracht miteinander? — Ach, sagte ich, nichts ist zu Stande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden.“

Um dem Buche nicht zu viel zu entnehmen, übergehen wir eine große Anzahl gleich merkwürdiger Stellen und schreiben nur noch folgende aus:

S. 172 des II. Bandes: „Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte denselben für beschränkt. „Er ist,“ so fuhr er fort, „viel gutmüthiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat.“ — „Das ist ja,“ warf Behndorf ein, „wie mit dem, was Einer vom ersten Napoleon geurtheilt hat: ‚eine gute Haut, aber ein Dummkopf.‘“ — „Nein,“ erwiderte der Chef, „im Ernst, er ist trotzdem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmüthig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen.“ — „Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß er nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte.“ — „Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff

davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Plebiscit hätte der König Alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk haute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte, — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — so hätte er gewonnen Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehnteile für sich.“ — „Der Kaiser hat damals über mich geäußert: „Ce n'est pas un homme sérieux,“ woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte.“ Man wolle hiermit Band I, S. 318 vergleichen.

S. 325 ff.: „Er erzählte darnach, daß er heute auf dem Wege nach Saint Cloud vielen Leuten mit Hausrath und Betten begegnet sei; wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer hier in der Nachbarschaft gewesen, die aber nicht aus Paris gekommen sein könnten. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus,“ bemerkte er dazu, „die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der Uniformen ansichtig geworden waren, eine finstere Miene und eine heroische Haltung an. — Das erinnert mich, bei der früheren neapolitanischen Armee, da gab es ein Kommandowort — wenn bei uns kommandirt wird: „Gewehr zur Attacke rechts!“ so hieß es da: „Faccia feroce!“ Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompöse Redensart, imponirende Miene wie auf dem Theater. Wenn's nur recht klingt und nach etwas aussieht — der Inhalt ist einerlei. 's ist wie mit dem Potsdamer Bürger und Hausbesitzer, der mir einmal sagte, daß eine Rede von Radowiz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen wäre — oder besonders schön vorgekommen. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sich's, daß gar nichts derart darin stand, weder was Rührendes noch was Erhabnes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners, die aussah, als spräche er das Tiefste, Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. — Mit Waldeck war's ähnlich, obwohl der kein so gescheiter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem war's mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit.“ — „Die Gabe der Beredsamkeit hat im parlamentarischen Leben Manches verdorben. Man braucht viel Zeit, weil Alle, die da

was zu können glauben, das Wort haben müssen, auch wenn sie nichts Neues vorzubringen wissen. Es wird zu viel in die Luft gesprochen und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fractionen, und so redet man im Plenum bloß für das Publikum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen.“ — „Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft, wenn sie sich eine lange Rede zu Schulden kommen läßt.“ — „Da haben wir Einen,“ fuhr er fort, „der gar keine Beredsamkeit treibt, und der trotzdem mehr für die deutsche Sache geleistet hat als irgend jemand sonst — das ist der Bundesrath. Ich erinnere mich zwar, zuerst wurden einige Versuche in der Richtung gemacht. Ich aber schnitt das ab, — — —. Enfin, ich sagte ihnen ungefähr: Meine Herren, mit Beredsamkeit, mit Reden, welche überzeugen sollen, da ist hier nichts zu machen, weil Jeder seine Ueberzeugung in der Tasche mitbringt — seine Instruction nämlich. Es gibt bloß Zeitverlust. Ich denke, wir beschränken uns hier auf die Darstellung von Thatfachen. Und so wurde es. Niemand hielt eine große Rede mehr. Dafür ging es mit den Materien um so rascher, und der Bundesrath hat wirklich viel geleistet.“

Wir schließen unsere Auszüge, indem wir nochmals zu dem ersten Bande zurückkehren, mit einer Reihe von Aeußerungen des Kanzlers über den Papst, welche die Katholiken interessiren werden, und bemerken dazu, daß Aehnliches nach Busch's Bericht wiederholt vom Fürsten ausgesprochen worden ist. Die äußerst merkwürdige Stelle findet sich dort S. 337 ff. und lautet folgendermaßen:

„Hatzfeld fragte: „Haben Excellenz schon gelesen, daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind?“ — Der Chef antwortete: „Ja, und ich bin neugierig, was der Papst dagegen thun wird. Abreisen? — Aber wohin? — Er hat bei uns schon gebeten, wir möchten bei Stalien vermittelnd anfragen, ob man ihn abreisen lassen würde, und ob dieß mit der ihm gebührenden Würde geschehen könne. Wir haben das gethan, und sie haben geantwortet, man würde seine Stellung durchaus achten und darnach verfahren, wenn er fort wollte.“ — „Sie werden ihn nicht gern gehen lassen,“ versetzte Hatzfeld. „Es liegt in ihrem Interesse, daß er in Rom bleibt.“ — Chef: „Ja, gewiß, aber er wird doch vielleicht gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Oesterreich mag er nicht. Nach Spanien? — Ich habe ihm Baiern vorgeschlagen.“ — Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Es bleibt ihm nichts als Belgien oder — Norddeutschland.“ — „Es ist in der That schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Köln oder Fulda.“ — „Es wäre eine uner-

hörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte. Stofflet und Charette und ihre Zuaven, die gingen gleich nach Hause. Für die Opposition der Ultramontanen hörte jeder Vorwand auf — in Belgien, in Baiern. Malinkrott träte auf die Seite der Regierung.“ — — — „Uebrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantastie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pomps und des Weihrauchs des Katholicismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Neigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hilfessuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern iszt und trinkt, eine Brise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr.“ — „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ — — — Er entwickelte diese Gedanken in interessanter, hier aber nicht mittheilbarer Weise noch weiter.“

Vielleicht geben wir später noch einige Proben, was der Verfasser uns vom Hauptgegenstande seines Berichts zu erzählen hat. Für heute wollen wir nur auf den ganz außerordentlichen Reichthum des Buches an merkwürdigen Aeußerungen des Kanzlers aufmerksam gemacht haben und unsere Ueberzeugung aussprechen, daß dasselbe, da es nicht bloß für Politiker und Historiker von Profession, sondern zugleich für das große gebildete Publikum geschrieben ist, in keiner Bibliothek fehlen sollte, die Anspruch darauf macht, eine gute zu sein.

L. S.

Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes.

I.

Die Monogrammen-Manie.

Trotz der erfreulichen Reformen, die im Laufe der letzten Jahre in vielen Zweigen des Gewerbes hervorgetreten sind, gibt es doch noch auf diesem Gebiete eine ganze Reihe von Erscheinungen, ja selbst ganze gewerbliche Branchen, die von jenen auf Geschmacksverbesserung gerichteten Bestrebungen so gut wie unberührt geblieben sind, auf die die die Kreise, von denen jene Bestrebungen